

Liebe*r Leser*in,

dies ist eine von dem/der Autor*in zur Verfügung gestelltes akzeptiertes Manuskript eines in der *Zeitschrift für Pädagogik und Theologie* bei De Gruyter im Jahr 2005 veröffentlichten Artikels, verfügbar unter <https://www.degruyterbrill.com/document/doi/10.1515/zpt-2005-570109/html>

Es unterliegt den Nutzungsbedingungen der Lizenz Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives (<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>), die die nicht kommerzielle Wiederverwendung, Verbreitung und Vervielfältigung über ein beliebiges Medium erlaubt, sofern das Originalwerk ordnungsgemäß zitiert und in keiner Weise verändert, umgewandelt oder ergänzt wird. Wenn Sie dieses Manuskript für kommerzielle Zwecke verwenden möchten, wenden Sie sich bitte an rights@degruyter.com.

Der Text entspricht dem Manuskript, das der/die Autor*in zur Veröffentlichung eingereicht hat, enthält jedoch nicht das Layout des Verlags oder die endgültige Seitenzählung.

Originalpublikation:

Domsgen, Michael

Religionsunterricht und Familie in Ostdeutschland. Überlegungen zu einem vernachlässigten Verhältnis

in: *Zeitschrift für Pädagogik und Theologie* 57 (2005), pp. 65–77

Berlin: De Gruyter 2005

URL: <https://doi.org/10.1515/zpt-2005-570109>

Diese Manuskriptversion wird im Einklang mit der Repository-Richtlinie des Verlags De Gruyter Brill publiziert: <https://www.degruyterbrill.com/publishing/fuer-autoren/autoren-richtlinien/repository-richtlinie-zeitschriften>

Ihr IxTheo-Team



Religionsunterricht und Familie in Ostdeutschland. Überlegungen zu einem vernachlässigten Verhältnis

Der schulische Religionsunterricht nimmt unter den Handlungsfeldern innerhalb der evangelischen Religionspädagogik einen herausragenden Platz ein. Das ist durchaus nachvollziehbar, denn an keinem anderen Lernort besteht die Chance, mit so vielen Kindern und Jugendlichen über Religion ins Gespräch zu kommen und eine kontinuierliche und systematische Auseinandersetzung mit religiösen Fragen zu ermöglichen.

Problematisch daran ist also nicht per se die Konzentration auf den Lernort Schule, sondern die sich immer wieder zeigende Tendenz zur Ausschließlichkeit. Die einzelnen Lernorte religiösen, christlichen und kirchlichen Lernens, also Familie, Medien, Schule und Gemeinde werden zu wenig in ihrer Gesamtheit gesehen.¹ Vor allem die große Bedeutung der Familie für religiöse Sozialisation und Erziehung wurde und wird unzureichend berücksichtigt.

Zu beobachten ist das besonders innerhalb der evangelischen Religionspädagogik.² Die katholische Religionspädagogik hat der Familie schon immer mehr Aufmerksamkeit gewidmet.³

In der Theorie der religiösen Bildung wird die Familie zu Unrecht vernachlässigt

In der Summe bleibt zu konstatieren, dass die Familie in der Theorie der religiösen Bildung (momentan noch) vernachlässigt wird. Mit Blick auf den Lernort Schule ist das schon aus pädagogischer Perspektive problematisch, weil dadurch die Adressaten des Religionsunterrichts nur ungenügend in den Blick kommen.

Sieht man nur die einzelnen Schülerinnen und Schüler, so verkennt man die überaus große Bedeutung der familialen Sozialisation. Gewiss treten mit wachsendem Alter weitere prägende Instanzen zur Familie hinzu – neben der Schule ist hier vor allem auf die Peergroups zu verweisen – doch bleibt gerade in religiösen Fragen die Familie prägend.

Dabei spielen besonders die Eltern eine herausragende Rolle. Im Rahmen der 3. und 4. EKD-Mitgliedschaftsumfrage wurden sie übereinstimmend von Evangelischen und Konfessionslosen als diejenigen Personen benannt, die „ihre Einstellung zur Religion, Glauben und Kirche beson-

¹ Zu den einzelnen Lernorten vgl. *Christian Grethlein*, Religionspädagogik, Berlin, New York 1998, 307-541.

² Neben kleineren Problemanzeigen (z.B. *Friedrich Schweitzer*, Wandel der Familie – Wandel der religiösen Sozialisation. Veränderte Aufgaben von Schule und Religionsunterricht, in: *rhs* 4/89, 219-227) wird die Bedeutung der Familie erstmalig ausführlicher bei *C. Grethlein*, (Anm. 1) benannt. Eine qualitative Studie zur Religiosität in der Familie stammt von *Ulrich Schwab*, Familienreligiosität. Religiöse Traditionen im Prozeß der Generationen, Stuttgart, Berlin, Köln 1995. Auf die grundsätzliche Bedeutung der religiösen Erziehung weist *Friedrich Schweitzer* (Das Recht des Kindes auf Religion. Ermutigungen für Eltern und Erzieher, Gütersloh 2000) hin. Speziell zum Schnittfeld von Familie und Schule liegt eine Untersuchung von *Jochen Kinder* (Das Verhältnis der Eltern zum schulischen Religionsunterricht. Studien zu elterlichen Motiven, Erwartungshaltungen und Stellenwertzuschreibungen unter besonderer Berücksichtigung der Situation in Ostdeutschland, Diss. Uni Leipzig 2002) vor. In den Jahren 2000-2002 wurde an der Universität Tübingen eine interdisziplinäre Untersuchung „Religiosität und Familie: Wirkungen religiöser Erziehung in der Familie aus religionspädagogischer, kinder- und jugendpsychiatrischer und kriminologischer Sicht“ durchgeführt. Erste Ergebnisse wurden auf einem Symposium der ökumenischen Stiftung „Gottesbeziehung in Familien“ im Frühjahr 2004 in Frankfurt vorgestellt und werden unter dem Titel „Brauchen Kinder Religion?“ beim Beltz-Verlag Anfang 2005 publiziert. Grundlegende Perspektiven zum Verhältnis von Familie und Religion habe ich in meiner Habilitationsschrift aufzuzeigen versucht. Vgl. *Michael Domsgen*, Familie und Religion. Grundlagen einer religionspädagogischen Theorie der Familie, Leipzig 2004.

³ Ohne ins Detail gehen zu können, sei hier exemplarisch auf die Arbeiten von *Albert Biesinger*, *Bernhard Grom*, *Norbert Mette* und *Udo Schmalze* verwiesen.

ders beeinflusst“⁴ haben. Auffällig ist dabei, dass die Prägekraft der Eltern im Osten deutlich höher eingeschätzt wird als im Westen.

Die hier zum Ausdruck kommende große Bedeutung der Eltern in religiösen Fragen deckt sich mit der Erkenntnis, dass die Familie zwar in ganz Deutschland eine außerordentlich hohe Wertschätzung genießt, in Ostdeutschland dies jedoch noch einmal deutlicher betont wird.

Schon diese knappen Hinweise zeigen, dass die Konzipierung eines schulischen Religionsunterrichts nicht am Lernort Familie vorbeigehen kann. Das gilt umso mehr für Ostdeutschland, weil hier nicht nur der Stellenwert der Familie ausgesprochen hoch eingeschätzt wird, sondern darüber hinaus das gesellschaftliche Umfeld in massiver Weise entkirchlicht ist und die Mehrheit der Bevölkerung atheistische Positionen vertritt. Dadurch steht religiöse Erziehung in der Familie von vornherein unter dem Verdikt, entgegen dem gesellschaftlichen Klima zu agieren. Bei der Profilierung eines Religionsunterrichts kann davon nicht abgesehen werden.

Wenn nun diese vernachlässigte Dimension bedacht werden soll und damit das Verhältnis von Familie und Religion in den Mittelpunkt rückt, müssen grundsätzliche Klärungen erfolgen. Sowohl Familie als auch Religion sind Begriffe, die nach einer näheren Bestimmung verlangen. Denn von *der* Familie oder von *der* Religion zu sprechen, ohne zu sagen, was man damit meint, ist wenig sinnvoll. Die Klärung der Begrifflichkeiten bestimmt mit darüber, welche Entwicklungen wahrgenommen und wie sie beschrieben werden. Deshalb wird zuerst kurz die Definition des Familienbegriffs bedacht, um dann familiensoziologische Erkenntnisse im Hinblick auf Ostdeutschland zu benennen. Danach soll der Religionsbegriff näher bestimmt und das Verhältnis von Familie und Religion in den Blick genommen werden. Am Ende stehen Überlegungen zu den Konsequenzen, die sich hinsichtlich des Religionsunterrichts daraus ergeben.

1. Familiensoziologische Perspektiven

In Anlehnung an Rosemarie Nave-Herz sollen hier als Merkmale einer Familie die biologisch-soziale Doppelnatur, das besondere Kooperations- und Solidaritätsverhältnis sowie die Generationsdifferenzierung benannt werden.⁵

Das Ehesubsystem gilt dabei nicht als essenzielles Kriterium, weil es zu allen Zeiten und in allen Kulturen auch Familien gab, die nie auf einem Ehesubsystem beruht haben oder deren Ehesubsystem im Laufe der Familienbiografie entfallen ist (durch Tod, Trennung oder Scheidung).

Aufgrund dieser Prämissen lassen sich insgesamt 16 verschiedene, rechtlich mögliche Familientypen benennen, wobei hier zu bedenken ist, dass es auch zu einem Wechsel von der einen zur anderen Familienform kommen kann.

Unter religionspädagogischer Perspektive ist das pädagogische Verhältnis, das die ältere gegenüber der jüngeren Generation eingeht, maßgeblich. Ob dann zum Beispiel die Kinder leiblich sind oder nicht, ist nicht entscheidend. Die Eltern-Kind-Beziehung definiert die soziale Einheit Familie.

Auf der Grundlage dieser Vorentscheidungen zeigen sich in Ostdeutschland drei Entwicklungen, die hier kurz benannt werden sollen, weil sie für die Profilierung eines Religionsunterrichts von Bedeutung sind.

1.1 Stärkere Pluralisierung familialer Lebensformen durch die Entkoppelung von Ehe und Familie

⁴ Klaus Engelhardt, Hermann von Loewenich, Peter Steinacker, Fremde Heimat Kirche. Die dritte Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 1997, 377. Vgl. *Kirchenamt der EKD* (Hg.), Kirche Horizont und Lebensrahmen. Weltsichten Kirchenbindung Lebensstile, Vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Hannover 2003, 38.

⁵ Vgl. Rosemarie Nave-Herz, Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung, Darmstadt 2002, 15.

Die Verknüpfung von Ehe und Elternschaft – in Westdeutschland insgesamt wenig infrage gestellt – lässt sich in Ostdeutschland bei weitem nicht mehr so deutlich erkennen.

Die Tendenz zur – wenigstens zeitweiligen – Trennung von Ehe und Elternschaft ist unübersehbar.⁶ Die nichteheliche Familiengründung ist inzwischen sogar zur mehrheitlichen Norm geworden. So wurden im Jahr 2000 51,5% der Kinder außerehelich geboren (in Westdeutschland: 18,6%).

Ungefähr 40% der unverheirateten Mütter bzw. Eltern entschließen sich jedoch zur nachträglichen Heirat, so dass Kinder in den ersten Lebensjahren eine Veränderung im familialen Bereich erfahren.

Gleichzeitig gilt, dass für ostdeutsche Kinder das Trennungsrisiko deutlich höher ist als für westdeutsche und dass sie die Trennung ihrer Eltern nicht nur zu einem größeren Anteil, sondern auch in jüngerem Alter erleben.⁷

Beide Entwicklungen zusammengenommen führen dazu, dass ostdeutsche Kinder stärker von Veränderungen im familialen Bereich betroffen sind.

Ein beträchtlicher Teil von ihnen macht zudem die Erfahrung, mehrere (biologische und soziale) Väter und Mütter zu haben, weil verheiratete Eltern sich scheiden lassen, Alleinerziehende eine neue Partnerschaft beginnen und nichteheliche Lebensgemeinschaften sich trennen.

Da immer mehr geschiedene Elternteile auf der Grundlage des 1998 in Kraft getretenen Kinderschaftrreformgesetzes den Kontakt zu ihren Kindern aufrechterhalten, entstehen so genannte binukleare Familien, also ein Familiensystem mit zwei Haushalten, in denen die Kinder zu unterschiedlichen Zeiten leben.

Diese Veränderungen sind unter religionspädagogischer Perspektive bisher viel zu wenig reflektiert worden. Das ist umso erstaunlicher, als doch unser Reden von Gott in starkem Maße auf das Vater- und Mutterbild zurückgreift. Welche Auswirkungen hat es, wenn Kinder mehrere Väter und Mütter erleben? Ich erinnere mich an den Religionsunterricht in einer dritten Klasse, bei dem ich die Kinder von ihren Erlebnissen vom Wochenende erzählen ließ. Als ein Mädchen von den Ausflügen mit ihrem Vater berichtete, fragte ihre Freundin – ohne dass es irgendwie anstößig gewesen wäre – zurück: „Welchen Vater meinst du, deinen richtigen oder den, den du jetzt hast?“

1.2 Geringere Kinderlosigkeit ostdeutscher Frauen und größere Bereitschaft zur außerfamilialen Betreuung der Kinder

Die Fertilität hat in Ostdeutschland seit der Wende rapide abgenommen. Dabei handelt es sich weniger um eine generelle Ablehnung von Kindern, als vielmehr um eine „Krise des zweiten Kindes“⁸. Ostdeutsche Frauen bleiben seltener kinderlos als westdeutsche, beschränken sich jedoch in höherem Maße auf nur ein oder höchstens zwei Kinder.

⁶ Dadurch ist der Anteil der Ehepaarfamilien in Ostdeutschland (66,8%) deutlich geringer als in Westdeutschland (81,2%). Zudem geht damit eine größere Pluralität familialer Lebensformen einher. Der Anteil der Alleinerziehenden (ost: 19,8%; west: 14,3%) und vor allem nichtehelichen Lebensgemeinschaften (ost: 13,5%; west: 4,5%) ist wesentlich höher. (Die Zahlenangaben beziehen sich auf das Jahr 2000.) Vgl. *Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend* (Hg.), *Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik. Lebensformen, Familienstrukturen, wirtschaftliche Situation der Familien und familiendemographische Entwicklung in Deutschland*, Berlin 2003, 218.

⁷ *Christian Alt*, *Kindheit in Ost und West. Wandel der familialen Lebensformen aus Kindersicht*, Opladen 2001, 139. Trotz des rapiden Rückgangs der Scheidungszahlen nach der Wende lag beim Heiratsjahrgang 1990 der Anteil der nach fünf Jahren betroffenen Kinder im Osten mehr als doppelt so hoch wie im Westen. Vgl. *Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend* (Hg.), *Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik. Lebensformen, Familienstrukturen, wirtschaftliche Situation der Familien und familiendemografische Entwicklung in Deutschland*, Berlin 2001, 93.

⁸ *Michaela Kreyenfeld, Johannes Huinink*, *Der Übergang vom ersten zum zweiten Kind – Ein Vergleich zwischen Familiensurvey und Mikrozensus*, in: *Walter Bien, Jan H. Marbach* (Hg.), *Partnerschaft und Familiengründung. Ergebnisse der dritten Welle des Familien-Survey*, Opladen 2003, 43-64, 63.

Damit setzt sich eine Besonderheit der Familienstrukturen aus der DDR-Zeit fort. Mit dieser Entwicklung hängt zusammen, dass der Einzelkinderanteil von 1991-2000 unter den 6-9 Jährigen im Osten von 20,3% auf 30,1% gestiegen ist (Westen 18,1% bzw. 17,9%).⁹

Die Familie besitzt für sie also einen hohen Wert. Gleichzeitig steht diese familiäre Wertorientierung im Zusammenhang mit einer hohen Berufsorientierung.¹⁰ Daraus ergibt sich einer der deutlichsten Unterschiede in den Familienstrukturen ost- und westdeutscher Kinder.

Trotz des überdurchschnittlichen Rückgangs erwerbstätiger Mütter, besonders derer mit Kleinkindern, haben ostdeutsche Kinder in allen Altersphasen immer noch weit häufiger als im Westen eine Mutter, die erwerbstätig ist, und zwar überwiegend ganztags.¹¹ Ostdeutsche Kinder kommen damit zeitiger und intensiver mit außerfamilialen Betreuungspersonen in Kontakt und unterliegen deren Einflüssen.

Da gerade im Bildungs- und Erziehungsbereich der DDR großer Wert auf staatstreuere Personal gelegt wurde, das sich deutlich von religiösen Positionen distanziert, – und die personale Kontinuität in diesem Bereich trotz der Wende ausgesprochen hoch ist, begegnen Kinder und Jugendliche hier in der überwältigenden Mehrheit atheistischen Orientierungen mit stark religionskritischen bis –feindlichen Tendenzen.¹²

Auch in religiösen Fragen werden sie von früh an stark von einem außerfamilialen Umfeld geprägt, das wenig religiöses Anregungspotential bietet. Das alles hat deutliche Auswirkungen auf die Übertragung von Religion auf die nachfolgende Generation. Entsprechende Untersuchungen kommen denn auch übereinstimmend zu dem Ergebnis, dass „in Ostdeutschland ... der ‚negative Transfer‘ von religiöser Erziehung höher“¹³ ist als in Westdeutschland. Die frühere und intensivere außerfamiliale Betreuung der Kinder geht in Ostdeutschland mit einer Schwächung der religiösen und einer Stärkung der nichtreligiösen Erziehung in der Familie einher.

„In Ostdeutschland ist die Wahrscheinlichkeit, dass konfessionslose Eltern ihre weltanschauliche Einstellung auf ihre Kinder übertragen, in etwa so hoch wie im Westen Deutschlands, daß christliche Eltern ihre konfessionlle Bindung an ihre Kinder weitergeben.“¹⁴

Die Konzipierung und Gestaltung eines schulischen Religionsunterrichts wird von dieser Tatsache nicht absehen dürfen. Die Auswahl der Inhalte sowie die Überlegungen zur Profilierung des Fachs innerhalb der Fächergruppe müssen auf dieses gesamtgesellschaftliche Klima Rücksicht nehmen. Religionsunterricht sollte hier auch die Stützung familialer Religiosität im Blick haben.

1.3 Stärkere Prägung des familialen Binnenraums durch einen höheren Medienkonsum

Auffällig ist in ostdeutschen Familien, dass die Medien – hier insbesondere das Fernsehen und in immer stärkerem Maße auch das Internet – eine größere Rolle spielen als in Westdeutschland.

⁹ Vgl. *Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend*, (Anm. 6), 215.

¹⁰ Sie ist in keinem anderen europäischen Land so hoch wie in Ostdeutschland. Vgl. *Barbara Bertram*, Die Wende, die erwerbstätigen Frauen und die Familien in den neuen Bundesländern, in: *Bernhard Nauck, Norbert F. Schneider, Angelika Tölke* (Hg.), *Familie und Lebensverlauf im gesellschaftlichen Umbruch*, Stuttgart 1995, 267-284, 278.

¹¹ Im Jahr 2000 arbeiteten von den ostdeutschen Frauen mit Kindern zwischen 6-14 Jahren 51,2% in einer Vollzeittätigkeit (im Westen 17,2%). Bei den Frauen mit einem Kind zwischen 3-5 Jahren waren es 36,4% (im Westen 11%). Vgl. *Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend*, (Anm. 6), 110.

¹² Vgl. *Michael Domsgen*, Religion an den Schulen Ostdeutschlands – ein zehnjähriges Novum, in: PTh 91 (2002), 429-444.

¹³ *Jürgen Zinnecker, Werner Georg*, Die Weitergabe kirchlich-religiöser Familienerziehung und Orientierung zwischen Eltern- und Kindergeneration, in: *Jürgen Zinnecker, Rainer K. Silbereisen*, *Kindheit in Deutschland. Aktueller Survey über Kinder und ihre Eltern*, Weinheim, München, 1996, 347-356, 348.

¹⁴ *Detlef Pollack*, Individualisierung statt Säkularisierung? Zur Diskussion eines neueren Paradigmas in der Religionssoziologie, in: *Karl Gabriel* (Hg.), *Religiöse Individualisierung oder Säkularisierung. Biographie und Gruppe als Bezugspunkte moderner Religiosität*, Gütersloh 1996, 57-85, 73.

Die durchschnittliche Sehdauer liegt erheblich höher. Dabei überwiegen private Fernsehprogramme – und damit die Tendenz zur stärkeren Unterhaltungsorientierung.¹⁵

Von großem Interesse ist dabei, dass die Medien in konfessionslosen Elternhäusern als primäre Informationsquelle fungieren, um etwas über Gott zu erfahren. Das hat die von Helmut Hanisch und Detlef Pollack durchgeführte Befragung von 1500 sächsischen Schülerinnen und Schüler zu Tage gebracht. Bei den Nichtgetauften waren die Eltern nicht mehr die primäre Bezugsgröße für Informationen zur Gottesfrage.¹⁶ Christliche Glaubensinhalte wurden hier vorrangig durch die Medien, nicht mehr durch die Familie vermittelt.

Das Fernsehen hat einen prägenden Einfluss auf die Interaktions- und Kommunikationsprozesse in der Familie sowie auf die Wahrnehmungsfähigkeit des Einzelnen, was hier nicht alles entfaltet werden kann. Hingewiesen sei nur noch auf das unter religionspädagogischer Perspektive äußerst bedeutsame Gebet innerhalb des Einschlafrituals. Die Einschlafphase wird immer mehr an Medien gebunden und sogar von ihnen dominiert. Damit einher geht eine „Tendenz zur Vergegenständlichung“¹⁷, wie Kirchhöfer es nennt. Vergegenständlichte Ansprechpartner wie Kuschelwindeln oder Teddybären werden als emotionale Verstärker mit ins Bett genommen.

Dabei verdrängen die Medien nicht die persönlich-sozialen Beziehungen, sondern ergänzen sie als emotionale Verstärker. Zu vermuten ist jedoch, dass sie damit auch an die Stelle des Abendgebets getreten sind, das vor allem in Ostdeutschland im Allgemeinen nur noch selten gepflegt wird.

In der Summe zeigt sich auch hier, dass ein Religionsunterricht nicht von der Tatsache absehen kann, dass Schülerinnen und Schüler in ihren Familien in hohem Maße durch die Medien geprägt werden.

2. Religionssoziologische Perspektiven

Welche religiöse Prägung erhalten ostdeutsche Kinder und Jugendliche in ihren Familien?

Um hier zu einer Klärung zu kommen, sollte zuerst der Religionsbegriff kurz profiliert werden. Dabei geht es nicht um eine grundsätzliche Klärung, was denn Religion sei, sondern um die Profilierung des Religionsbegriffs im Hinblick auf den Erkenntnisgegenstand, also in diesem Fall im Hinblick auf die Familie. Maßgeblich ist hier der Bezug auf die Erziehung, weil die Sozialisation von Kindern eine Erkennbarkeit voraussetzt. Nur wenn Religion begrifflich gefasst werden kann, wird sie erkennbar. Schon aus diesem Grund ist deshalb Zurückhaltung vor einem zu weiten Religionsbegriff angebracht.¹⁸

In der Verschränkung von Pollacks organisationssoziologischer und Glocks sozialpsychologischer Perspektive sollten als heuristische Kategorien zur Erfassung von Religion in der Familie in der jetzigen Situation in Deutschland mindestens vier Gruppen unterschieden werden:

- die kirchliche Religiosität,
- die „christliche“ Religiosität,
- der Atheismus,
- sowie die Außerkirchlichkeit bzw. Außerchristlichkeit.

¹⁵ Auffällig stark ist ebenfalls die Nutzung der dritten, also regional ausgerichteten Programme. Hier sind es vor allem die aus DDR-Zeiten gewohnten Sendungen mit stark Rat gebendem Charakter, die ansprechen. Vgl. *Christian Grethlein*, Lernort Medien, in: *Michael Domsgen* (Hg.), *Konfessionslos – eine religionspädagogische Herausforderung. Studien am Beispiel Ostdeutschlands*, erscheint 2005 bei der Evangelischen Verlagsanstalt in Leipzig.

¹⁶ Vgl. *Helmut Hanisch, Detlef Pollack*, *Religion – ein neues Schulfach. Eine empirische Untersuchung zum religiösen Umfeld und zur Akzeptanz des Religionsunterrichts aus der Sicht von Schülerinnen und Schülern in den neuen Bundesländern*, Stuttgart 1997, 39 f.

¹⁷ *Dieter Kirchhöfer*, Gute-Nacht-Rituale in Familien – Erosion einer emotionalen Balance?, in: *Alois Herlth, Angelika Engelbert, Jürgen Mansel, Christian Palentien* (Hg.), *Spannungsfeld Familienkindheit. Neue Anforderungen, Risiken und Chancen*, Opladen 2000, 155-166, 165. Dabei erscheinen Intensität und Funktion dieser Vergegenständlichung neu. Die Eltern ordneten den Gegenständen eine emotionale Verstärkerfunktion zu. Kirchhöfer schließt hier „auf eine Verlagerung der persönlich-sozialen auf vergegenständlichte Beziehungen“.

¹⁸ Zur Profilierung des Religionsbegriffs vgl. ausführlicher *Michael Domsgen*, (Anm. 2), 100-112.

In jeder Gruppe müsste dann die dimensionale Unterscheidung von Charles Glock zur Geltung gebracht werden, also die rituelle Dimension (praktische Verhaltensweisen), die ideologische Dimension (Zustimmung zu zentralen Glaubenssätzen), die experimentelle Dimension (emotionales Berührtsein), die konsequenzielle Dimension (religiös motivierte Einstellungen) sowie die intellektuelle Dimension (Wissen und Kenntnis der Glaubenslehre).¹⁹

Bei der Anwendung dieses Religionsbegriffs auf die Familie ist zu bedenken, dass es hier zum großen Teil zu Mischformen kommen kann über deren Auswirkungen auf die Familienreligion wir noch sehr wenig wissen.

2.1 Starker Zusammenhang zwischen Kirchlichkeit und Religiosität allgemein

Gesicherte Daten mit Blick auf Familie und Religion gibt es kaum. Selbst bei der Bestimmung der Kirchlichkeit ist man auf Schätzungen angewiesen, weil die Konfessionszugehörigkeit der Eltern und Kinder in der amtlichen Statistik nicht erhoben wird.

Auf der Grundlage von Schmidtchens Untersuchungen aus den Jahren 1993-1995 lässt sich davon ausgehen, dass reichlich ein Fünftel der Kinder und Jugendlichen in Ostdeutschland in konfessionellen Elternhäusern aufwächst. Über die Hälfte lebt in Familien, die von ihren Eltern her keinerlei Verbindungen zur Kirche mehr haben. Die Anderen haben Familien, in denen ein Bruch mit der Kirche erfolgte, entweder sind die Eltern aus der Kirche ausgetreten oder die Kinder werden nicht mehr kirchlich sozialisiert, obwohl die Eltern noch in der Kirche sind.²⁰

Kirchlichkeit spielt in ostdeutschen Familien nur noch bei einer Minderheit eine Rolle. Sie ist vornehmlich rituell orientiert und lebens- und jahreszyklisch ausgerichtet. Öffentliche religiöse Riten – wie die Taufe oder der Weihnachtsgottesdienst – finden eine breite Akzeptanz. Auch das Gebet als private Form religiöser Praxis ist wichtig. Jedoch vermeidet das Gros der Menschen hier die äußere Erkennbarkeit, was religionspädagogisch von herausragender Bedeutung ist, da dadurch das Lernen am Modell im familialen Alltag immer schwieriger wird. Auffällig ist, dass bei ostdeutschen Evangelischen eine Tendenz zu eindeutigeren Haltungen erkennbar ist. Ihr kirchliches bzw. christliches Selbstverständnis ist deutlicher ausgeprägt.²¹ Gleichzeitig haben die lebensweltlichen Bezüge eine größere Bedeutung für ihre Glaubensüberzeugungen. Der „menschliche ‚Nahbereich‘“²² spielt eine große Rolle.

Grundsätzlich gilt, dass Familie und Kirchlichkeit eng zusammengehören. Die Bedeutung der Familie im Verhältnis ist kaum zu überschätzen. Sie ist so bedeutsam, dass dann, wenn dieser Lebensschwerpunkt fehlt, „kaum noch Anknüpfungspunkte zur Kirche“²³ existieren. Kirche tritt dann im alltäglichen Erfahrungsbereich kaum in Erscheinung. Sie existiert gleichsam nebenher, ohne dass deren Angeboten eine lebensgeschichtliche Relevanz gegeben werden kann.

Das Muster „Glaube ja, Kirche nein“, was als grundlegend für die Bestimmung der christlichen Religiosität angesehen wird, findet sich in Ostdeutschland wesentlich seltener als in Westdeutschland. Konfessionslosigkeit geht hier bei der überwältigenden Mehrheit mit atheistischen

¹⁹ Eine Auswertung dieses Modells ist hier nur ansatzweise möglich. Zur detaillierten Anwendung auf das Verhältnis von Familie und Religion vgl. *M. Domsgen*, a.a.O., 112-252.

²⁰ Vgl. *Gerhard Schmidtchen*, *Wie weit ist der Weg nach Deutschland? Sozialpsychologie der Jugend in der postsozialistischen Welt*, Opladen 1997, 150. Zum Vergleich: In Westdeutschland stammen 87% aus konfessionellen Elternhäusern und 3% aus Elternhäusern ohne kirchliche Bindung. 6% der Jugendlichen sind aus der Kirche ausgetreten, bei 3% sind die Eltern noch in der Kirche, die Jugendlichen selbst aber nicht mehr und 1% hat Eltern, die aus der Kirche ausgetreten sind.

²¹ Vgl. *Kirchenamt der EKD*, (Anm. 4), 31.

²² A.a.O., 38.

²³ *K. Engelhardt, H. v. Loewenich, P. Steinacker*, (Anm. 5), 236. Die 4. EKD-Mitgliedschaftsumfrage bestätigt die „Schlüsselstellung der Familie für die Ausprägung des Kirchenverhältnisses“, weist jedoch für Ostdeutschland darauf hin, dass das „kommunikative Netz ... enger geknüpft zu sein (scheint; M.D.) als in Westdeutschland“. Durchgängig werden Großeltern, Pfarrern, Freunden, Ehepartnern mehr Einfluss für die Prägung des Kirchenverhältnisses eingeräumt. Vgl. *Kirchenamt der EKD*, (Anm. 4), 38.

Positionen einher, so dass die „Konfessionsmitgliedschaft ... in Ostdeutschland ein besserer Gradmesser für die subjektive Religiosität und kirchliche Integration“²⁴ ist als in Westdeutschland.

Hier zeigt sich, welche große Bedeutung das gesellschaftliche Umfeld hat. Ist es kirchlich-christlich geprägt, steigt die Wahrscheinlichkeit einer verstärkten „Christlichkeit“. Tendiert es dagegen wie im Osten zu einer öffentlichen Bedeutungslosigkeit von organisierter Religion, nimmt auch die „Christlichkeit“ ab.

Ähnliches lässt sich auch für die außerkirchliche Religiosität beobachten. Eine verstärkte Pluralisierung des religiösen Angebots stößt nur dort noch auf eine gewisse Resonanz, „wo ein religiöser Rahmen überhaupt noch gegeben ist: nämlich in den Kirchen“²⁵. Das bedeutet, wo keine Kirchlichkeit mehr anzutreffen ist, ist auch die Wahrscheinlichkeit einer alternativen Religiosität sehr gering.

In der Summe lässt sich festhalten, dass Christlichkeit und auch außerkirchliche Religiosität zu meist nur in solchen Familien anzutreffen sind, in denen es auch Kirchlichkeit gibt.

Damit hängt zusammen, dass die rituelle, ideologische, experimentelle und konsequentielle Dimension von Religiosität nur dort eine Rolle spielen, wobei sie im Einzelnen sehr unterschiedlich zu gewichten sein werden.

Mit Blick auf die in Ostdeutschland aufwachsenden Kinder ist das nur bei einer Minderheit der Fall. Die Mehrheit wächst in atheistischen Familien auf. Dort ist mit einer Haltung zu rechnen, die mehrheitlich von Indifferenz gegenüber Religion bestimmt ist. Explizite Religiosität spielt dort mehrheitlich keine Rolle mehr, so dass eine entsprechende, auf eigenen Erfahrungen beruhende religiöse Prägung nicht stattfindet.

Ausgeschlossen ist dagegen nicht, dass die intellektuelle Dimension der Religiosität auch in atheistischen Familien eine Rolle spielt. Allerdings ist diese Wahrscheinlichkeit gering, da die Mehrheit der Bevölkerung in Deutschland Religion und Kirche als den Lebensbereich ansieht, dem sie in ihrem Leben die geringste Bedeutung beimessen. Religiöses Wissen spielt bei der Bewältigung des Alltags kaum eine Rolle. De facto sind es denn auch vor allem die Höhergebildeten, die auf der intellektuellen Ebene eine Auseinandersetzung mit Religion suchen.²⁶

Dieser Befund sollte Auswirkungen auf unser religionspädagogisches Handeln haben. Die Kirche sollte sich ihrer enormen Chance und der daraus resultierenden Verantwortung bewusst werden. Sie gilt in Ostdeutschland als Repräsentantin von Religion schlechthin. In der Begegnung mit ihren Räumen, Personen und Ritualen könnten religiöse Fragen nach dem Grund und Ziel des Lebens neu aufbrechen. Die Kirche sollte sich als Quelle der Religiosität – und nicht nur der Kirchlichkeit – sehen. Jan Hermelink hat Recht, wenn er sagt, Religion entsteht „jedenfalls in Ostdeutschland, primär *in* der Kirche“²⁷. Die Familie fällt für die meisten Ostdeutschen als primärer Erfahrungsraum aus, der ihnen eine Begegnung mit Religion ermöglichen würde. An dieser Tatsache darf der schulische Religionsunterricht nicht vorbeisehen.

2.2 Geringe Sensibilität für religiöse Fragen beim Gros der Familien – vorsichtige Öffnung der jüngeren Generation

Grundsätzlich wird man in ostdeutschen Familien mit einer stärkeren Polarisierung zu rechnen haben.

Einerseits finden sich – allerdings in einer kleinen Anzahl – kirchlich geprägte Familien. Andererseits gibt es atheistisch geprägte Familien, für die Religion keine Rolle spielt. Sie bilden die übergroße Mehrheit. Dazwischen gibt es konfessionell-konfessionslose Mischformen von Fami-

²⁴ Gert Pickel, Konfessionslose in Ost- und Westdeutschland – ähnlich oder anders?, in: Detlef Pollack, Gert Pickel (Hg.), Religiöser und kirchlicher Wandel in Ostdeutschland 1989-1999, Opladen 2000, 206-235, 224.

²⁵ Monika Wohlrab-Sahr, Kommentar, in: D. Pollack, G. Pickel (Hg.), a.a.O., 371-376, 374. Auch wenn Religiosität und Kirchlichkeit nicht identisch sind, so hängen sie doch sehr eng miteinander zusammen.

²⁶ Das spiegelt sich auch bei der Anmeldung von konfessionslosen Schülerinnen und Schülern beim Religionsunterricht wider. Kinder erhob für den Religionsunterricht eine „größere Quote an Eltern ...“, die das Abitur gemacht haben. 25,9% stehen 12,7% beim Ethikunterricht gegenüber“, J. Kinder, (Anm. 2), 217.

²⁷ Jan Hermelink, Fremde Heimat Religion. Konturen kirchlichen Lebens in Ostdeutschland, in: Praktische Theologie 27 (2002), 99-116, 116.

lienreligiosität, über die wir jedoch ausgesprochen wenig wissen. Hier tut sich ein gravierendes Forschungsdefizit auf, das dringend bearbeitet werden muss.

Besonders wichtig ist die Untersuchung der Mischformen der Familienreligiosität in Westdeutschland. Dort sind sie wesentlich häufiger anzutreffen, weil einerseits „Christlichkeit“ deutlicher ausgeprägt ist und andererseits die außerchristlichen Religionen eine große Rolle spielen. Schließlich sind mindestens ein Viertel der Familien solche von und mit Ausländern.

Es ist bekannt, dass die Konfessionshomogamie die Wahrscheinlichkeit stark erhöht, dass Kinder in der Familie Religion erleben.²⁸ Deutlich wird das daran, dass die Konfessionszugehörigkeit der Eltern an die Kinder weitergegeben wird.

Wo ein Elternteil in der Kirche, der andere aber konfessionslos ist, ist damit zu rechnen, dass sich die kirchliche Religiosität in aller Regel kaum prägend auf den Familienalltag auswirkt und religiöse Themen und Praktiken eine geringe Rolle spielen. Auf alle Fälle tragen die konfessionell-konfessionslosen (wie auch die interkonfessionellen) Mischformen für die Kinder die Herausforderung in sich, diese unterschiedlichen religiösen Positionen zu vermitteln. Kinder machen dabei bereits von früh auf die Erfahrung der Indifferenz des Konfessionellen.

Das Gros aller ostdeutschen konfessionslosen Eltern zeigt so gut wie keine Merkmale kirchlicher oder „christlicher“ Religiosität mehr. Auch außerkirchliche bzw. außerchristliche Religiosität spielt kaum eine Rolle. Dieser Befund verwundert nicht, denn mit abnehmender Kirchlichkeit geht auch das religiöse Empfinden insgesamt zurück. Das zeigen Untersuchungen wie die dritte EKD-Mitgliedschaftsumfrage. Emotional bewegende Situationen werden viel weniger als religiös gedeutet.²⁹

Es wäre jedoch falsch, hier von einem Vakuum auszugehen. So wird die rituelle Dimension durch eine spezifisch ostdeutsche Feierkultur ausgefüllt, wofür die Jugendweihe das bedeutendste Beispiel ist. Auf der Einstellungsebene wird das vertreten, was als „wissenschaftliches Weltbild“ bezeichnet werden kann, eine Haltung, die den Zusammenbruch der DDR überdauert hat und von vornherein alles ausschließt, was verstandesmäßig nicht erfasst werden kann.³⁰

Allerdings zeichnet sich bei der jüngeren, nicht mehr in der DDR sozialisierten Generation, also der Elterngeneration von morgen, eine vorsichtige Öffnung gegenüber religiösen Fragestellungen ab. Das wirkt sich noch nicht auf die Einstellung zum Glauben an Gott aus. Aber bei der Frage eines Lebens nach dem Tod zeigen sich Tendenzen, diese Frage überhaupt wieder als Frage zuzulassen.

„Die Unterschiede zwischen den DDR-Generationen und den jüngsten kommen vor allem dadurch zustande, daß die einen wieder zu zweifeln beginnen, während die anderen ganz im Sinne des Materialismus die Existenz eines Himmels oder eines Jenseits schlechterdings ausschließen. Die jüngeren Generationen scheinen für Fragen von Immanenz oder Transzendenz etwas offener zu sein, ohne daß dies sich bereits zu einem spezifischen religiösen Glauben verdichtet hätte.“³¹

²⁸ Allerdings sinkt deren Anteil ständig. Er lag 1995 in ganz Deutschland bei unter 50% (BRD 1960: 80,6%; 1990: 58,7%). In Ostdeutschland wird er weit darunter liegen. Vgl. zu den Zahlenangaben: *Michael N. Ebertz*, „Heilige Familie“ – ein Auslaufmodell? Religiöse Kompetenz in der Familie in soziologischer Sicht, in: *Albert Biesinger, Herbert Brendel* (Hg.), Gottesbeziehung in der Familie. Familienkatechetische Orientierungen von der Kindertaufe bis ins Jugendalter, Ostfildern 2000, 16-43, 31. Zu den konfessionsverschiedenen Ehen vgl. *Nils Logemann*, Konfessionsverschiedene Ehen. Eine empirische Untersuchung von unterschiedlichen Entscheidungsbereichen und ihre theoretische Erklärung unter Verwendung des Bourdieuschen Kapitalkonzepts, Würzburg 2001.

²⁹ Vgl. *K. Engelhardt, H.v. Loewenich, P. Steinacker*, (Anm. 4), 408. Das gilt für ganz Deutschland, aber im Osten ist es auffallend deutlicher. Wie *Rüdiger Schloz* zeigen kann, hat das auch Auswirkungen auf das Empfinden von Dankbarkeit. Religiösen Menschen fällt es leichter, dankbar zu sein. Vgl. ders., Spuren des Glaubens. Ergebnisse einer Repräsentativ-Umfrage, in: *Joachim Matthes* (Hg.), Fremde Heimat Kirche – Erkundungsgänge. Beiträge und Kommentare zur dritten EKD-Untersuchung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2000, 345-364, 351.

³⁰ *Monika Wohlrab-Sahr*, Konfessionslos gleich religionslos? – Überlegungen zur Lage in Ostdeutschland, in: *Götz Doyé, Hiltrun Kessler*, Konfessionslos und religiös. Gemeindepädagogische Perspektiven, Leipzig 2002, 11-27, 19.

³¹ *Wolfgang Jagodzinski*, Religiöse Stagnation in den neuen Bundesländern: Fehlt das Angebot oder fehlt die Nachfrage?, in: *D. Pollack, G. Pickel*, (Anm. 24), 48-69, 64. Vielleicht liegt ein Grund für diese vorsichtige Öffnung darin, dass für die jüngere Generation die dramatischen gesellschaftlichen Veränderungen nicht so gravierend waren und sie deshalb überhaupt einen „inneren Freiraum“ für religiöse Fragen herstellen konnten, der bei anderen aufgrund der Umbrüche und materiellen Sorgen überhaupt nicht gegeben war.

Diese vorsichtige Offenheit wird in den Familien nicht verstärkt. Hier sind deshalb außerfamiliale Impulse nötig. Diese kommen – wie bereits erwähnt – zum Teil aus den Medien. Aber auch die Schule und insbesondere der Religionsunterricht sind hier gefordert.

3. Konsequenzen für die Gestaltung des Religionsunterrichts

Bei der Profilierung und Gestaltung des Religionsunterrichts scheinen mir aus der Perspektive der Familie vor allem drei Gesichtspunkte notwendig, die stärker beachtet werden müssen.

3.1 Religion in der Familie braucht die außerfamiliale Stützung

Religiöse Erziehung in der Familie vollzieht sich in Ostdeutschland entgegen einem gesamtgesellschaftlichen Trend, der ihr ablehnend oder indifferent gegenüber steht. Gleichzeitig ist der religiöse Transfer von einer Generation auf die nächste in starkem Maße von dem sozialen Raum abhängig, in dem sie vollzogen wird. Religion in der Familie braucht außerfamiliale Stützung. Dieser Umstand ist bei der Konzipierung des Religionsunterrichts meines Wissens bisher nicht im Blick gewesen.

Jochen Kinder kommt in seiner Untersuchung zu der Erkenntnis: „Für die positive Bewertung des RU ist demnach in unserer Stichprobe tendenziell weniger die Möglichkeit entscheidend, eigene Erziehungsvorstellungen außerfamilial zu verfolgen, als vielmehr die erfahrene Kongruenz des schulischen Angebots zu sonstigen Bemühungen im Raum der Familie.“³²

Konsequenzen ergeben sich daraus zum einen für die inhaltliche Gestaltung und zum anderen für die Stellung des Religionsunterrichts im Verhältnis zum Ethik- (oder Philosophie-)unterricht bzw. im ganzen Fächerkanon der Schule.

Inhaltlich ist eine noch stärkere Ausrichtung an den religiösen Kenntnissen und familialen Erfahrungen der Schülerinnen und Schüler notwendig.

Ganz konkret kann das im Grundschulbereich beispielsweise in einer Reflexion des Vater- und Mutterbildes anhand alttestamentlicher Familienerzählungen werden. Ein Kind, das mit seiner alleinerziehenden Mutter zusammenlebt, wird die Geschichte von Hagar und Ismael (Gen 16) mit der eifersüchtigen Sara und dem versagenden Abraham auf besondere Weise hören. Gleichzeitig wird ihm darin Gott als einer vorgestellt, der Ismael nicht vergisst und sich schützend vor ihn und seine Mutter stellt.

Bisher wurden Schwierigkeiten, die sich aus der familialen Pluralisierung ergeben, nicht in den Rahmenrichtlinien berücksichtigt.

Im Gymnasial- und Sekundarschulbereich sollte der Dialog mit den Naturwissenschaften besonders gepflegt werden, da in den meisten ostdeutschen Familien eine positivistische Weltansicht anzutreffen ist. Die Rahmenrichtlinien bieten dafür durchaus Gelegenheit. Allerdings sollte dieses Thema als durchgehender Horizont im Blick sein.

Unterrichtsorganisatorisch wird sich die Stützung familialer Religiosität im Anbahnen einer möglichst breiten Kooperation niederschlagen müssen, die besonders den Ethikunterricht im Blick hat. Damit wird auch der Gefahr einer drohenden Isolierung der Schülerinnen und Schüler im Religionsunterricht vorgebeugt.

Am Ethikunterricht nehmen in Sachsen-Anhalt je nach Schulform zwischen vier (Grundschule und Gymnasium) bis sieben Mal (Sekundarschule) mehr Schülerinnen und Schüler teil als am Religionsunterricht.³³

³² J. Kinder, (Anm. 2), 322.

³³ Zu aktuellen Zahlen vgl. die Angaben im Bericht über die „Besuchsreisen durch den evangelischen Religionsunterricht im Bereich der Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen und der Evangelischen Landeskirche Anhalts“, in: Aufbrüche 2/2004, 8, 13, 15, 21, 26.

Hinzuweisen ist ebenfalls noch auf Projektstage und Schulgottesdienste, die besondere Akzente im Schulalltag setzen können.

Eingebettet sein sollten diese Aktivitäten in eine Elternarbeit, die in besonderer Weise eine Brücke zwischen den Lernorten Schule und Familie schlagen kann. Allerdings wird dieser Aufgabenbereich auffallend wenig thematisiert und in den seltensten Fällen praktiziert.

3.2 Die Einflüsse der Medien sollten stärker beachtet werden

Ohne auf das zu einfache „stimulus-response“ Modell zurückzufallen³⁴, das die Wirkungen von Medien einlinig vom Produkt zum Empfänger hin erklären will, muss doch an die besondere Funktion des Fernsehens für Kinder erinnert werden, die aus kirchenfernen Elternhäusern stammen. Sie sollte im Religionsunterricht deutlich mehr Beachtung finden.

Dabei führen bloße Inhaltsanalysen eine an konkreten Lernprozessen interessierte religionspädagogische Forschung nicht weiter. Sie müssen immer mit der konkreten Lerngruppe und deren voraussichtlichen Rezeptionsbedingungen korreliert werden. Denn ob ein Film religiös gedeutet wird oder nicht, hängt in erster Linie von den Rezipienten ab.

Dabei ist unter grundsätzlichen medienpädagogischen Überlegungen daran zu erinnern, dass die Rezeption der apersonalen Medien eine Verbindung zu personalen Medien erfordert.³⁵ Hier kommt den Unterrichtenden eine herausragende Bedeutung zu. Sie sollten in der Lage sein, als authentische Vertreter zu religiösen Fragen und Themen Position zu beziehen. Gerade die face-to-face-Kommunikation ist von außerordentlich hohem Wert. Zu dieser Kommunikation müssen die Lehrenden jedoch befähigt werden, was auch an die Ausbildung besondere Anforderungen stellt. Die Kommunikationsfähigkeit sollte gestärkt werden. Das ist nicht nur eine Aufgabe für den religionspädagogischen Bereich, sondern für alle Fächer der Theologie.

3.3 Die Kirchen – ihre Räume, Personen und Rituale – müssen einbezogen werden

Der Religionsunterricht darf nicht nur Wissen über Religion vermitteln, sondern sollte selbst Möglichkeiten bieten, sich intensiv mit Religion als pädagogisch relevanter Praxis³⁶ auseinanderzusetzen. Damit Religion als Praxis verstanden werden kann, muss ein Gespür für religiöse Fragestellungen entwickelt werden. Das ist umso wichtiger, weil die Familien dies zu einem großen Teil nicht mehr leisten können. Natürlich darf dabei der Religionsunterricht nicht überfordert werden, zumal er ja oft nur einstündig erteilt wird.

Aber eine gute Möglichkeit bietet der bewusste Lernortwechsel. Die Kirche mit ihren Räumen, Personen und Ritualen kann zum Impulsgeber für die Dimension des Religiösen werden. Dabei sollte sie den Schülerinnen und Schülern den Freiraum lassen, auch andere Formen als die kirchliche Religiosität für sich zu entwickeln. Die vorsichtige Öffnung der jüngeren Generation religiösen Fragestellungen gegenüber kann so vielleicht verstärkt werden.

Unter Umständen wird dann diese Generation als künftige Elterngeneration ihren Kindern in ihren Familien eine Offenheit gegenüber religiösen Themen und Fragen vermitteln können. Das wäre eine gewaltige Veränderung im Verhältnis von Familie und Religion in Ostdeutschland.

³⁴ Es gibt verschiedene rezeptionsästhetische Ansätze. Unter ihnen verdient der „uses-and-gratifications“-Ansatz besondere Aufmerksamkeit. Hier wird nach den Funktionen der Medien für die als eigenproduktiv vorgestellten Menschen gefragt. Eine wesentliche Schwäche dieses Ansatzes liegt in der weitgehenden Ausblendung des Medieninhalts. Vgl. *Christian Grethlein*, Kommunikation des Evangeliums in der Mediengesellschaft, Leipzig 2003, 42 f.

³⁵ Vgl. a.a.O., 110-114.

³⁶ Auf die pädagogisch relevante Praxis von Religion weist *Dietrich Benner* in seinen „Thesen zur Bedeutung der Religion für die Bildung“ hin. Vgl. ders., Studien zur Theorie der Erziehung und Bildung. Pädagogik als Wissenschaft, Handlungstheorie und Reformpraxis, Band 2, Weinheim, München 1995, 179 ff.

Hier kommen auf die Kirchen wichtige Aufgaben zu, deren sie sich immer wieder neu zu vergewissern haben.³⁷ In der engeren Verknüpfung der religiösen Dimensionen in Ostdeutschland besteht auch eine große Chance für religionspädagogisches Arbeiten. Kirche steht unverkennbar für die Dimension des Religiösen. Mit diesem Pfund ist zu wuchern.

4. Zusammenfassung: Die Familie neu in das Blickfeld rücken

Das bisher vernachlässigte Verhältnis von Familie und Religionsunterricht sollte neu in das Blickfeld des Interesses rücken. Das gilt im Übrigen nicht nur für den Osten, sondern für ganz Deutschland. Dabei geht es nicht darum, die Schule mit zusätzlichen Anforderungen in kompensatorischer Perspektive zu versehen. Damit wäre sie überfordert. Vielmehr sollte die Familie in ihrer primären Sozialisationsfunktion sehr genau zur Kenntnis genommen werden. Dass dies regional durchaus unterschiedlich sein kann, haben die vorausgegangenen Überlegungen gezeigt. Schulische Bildung und Erziehung ist kaum gegen die Eltern möglich. Der familiäre Einfluss ist ungleich stärker als der schulische. Deshalb sollte der Lernort Schule – und damit auch der Religionsunterricht – wesentlich intensiver den Kontakt zu den Familien der Schülerinnen und Schüler suchen: auf inhaltlicher Ebene, indem entsprechende Themen im Unterricht behandelt werden, und auf personaler Ebene, indem durch eine am Interesse der Kinder orientierte Elternarbeit Impulse in die Familien ergehen.

Möglich wird das zum Beispiel, wenn der Religionsunterricht mit seinen Inhalten so transparent würde, das Schülerinnen und Schüler einzelne Themen aus dem Unterricht für Eltern darstellten, oder wenn in den Räumen der Schule ein Religionsunterricht für interessierte Erwachsene initiiert würde, der sich – zeitlich klar begrenzt – mit einzelnen aktuellen Themen aus der Perspektive des christlichen Glaubens befasste. Das stellt hohe fachliche und persönliche Anforderungen an die unterrichtenden Personen. Ihrer Kommunikationsfähigkeit kommt eine herausragende Bedeutung zu. Die sozialisationstheoretische Grundeinsicht, dass der Glaube über personale Beziehungen vermittelt wird, gilt auch für den Raum der Schule.

In der Summe markieren die angesprochenen Problemfelder offene Aufgaben. Sie stellen sich sowohl für die akademische Religionspädagogik als auch für die Kirchen. Es kommt darauf an, diesen Aufgaben nicht aus dem Weg zu gehen, sondern sie zielstrebig zu bearbeiten.

PD Dr. Michael Domsgen, Institut für Praktische Theologie und Religionspädagogik, Evangelisch-Theologische Fakultät der Westfälischen-Wilhelms-Universität Münster, Universitätsstraße 13-17, 48143 Münster

³⁷ Dabei zeigen die momentanen Entwicklungen innerhalb der Kirchenprovinz Sachsen eine erfreuliche Offenheit hinsichtlich dieser Aufgabe. Wie die Bischofsvisitation des Religionsunterrichts verdeutlicht (vgl. dazu den Abschlussbericht [Anm. 33]), geht Kirche auf den Religionsunterricht zu und wird sich immer mehr ihrer Verantwortung in diesem Bereich bewusst. Dass dies ein erstaunlicher Schritt ist, zeigt ein Blick auf die Diskussion um die Einführung des Religionsunterrichts nach der Wende. Vgl. *Michael Domsgen*, Religionsunterricht in Ostdeutschland. Die Einführung des evangelischen Religionsunterrichts in Sachsen-Anhalt als religionspädagogisches Problem, Leipzig 1998.